

setzung ihrer Programme oder auch nur eines Teiles derselben?

Wie die Dinge heute stehen, muß man diese Frage mit einem entschiedenen Nein beantworten. Wenn die Herren Ebenhoß, Strassky, Herold und ihre Knappen irgend eine Vorstellung von dem haben, was nach der Befestigung der Obstruktion kommen soll, so kann das nur die dämmernde Hoffnung auf Ministerfautenils, Geheimrats- und Verwaltungsratswürden sein. Sie wissen, daß Graf Wadeni ihren Bestrebungen völlig fernsteht, daß er nicht im mindesten daran denkt, große Konzessionen zu machen und daß er bei seiner vielbewährten Ungeschicklichkeit, selbst den guten Willen vorausgesetzt, zur Durchführung irgend welcher bedeutenderen Reformen das untauglichste Werkzeug wäre. Und wenn sie sich die Zeit nehmen, ihre eigene Parteipresse zu lesen und die Versammlungsreden ihrer eigenen Parteigenossen zu hören, dann müssen sie auch zur Einsicht kommen, daß alle ihre Verwandlungskünste nicht dazu ausreichen, die große Kluft zu überbrücken, die das Jungtschechentum von den deutsch-kerikalischen Föderalisten trennt. So geschwind wie Herr Strassky in Person wird eine ganze Partei ihre Vergangenheit nicht los. Wenn selbst seiner Zeit die verkommene deutsch-liberale Partei nicht imstande war, ohne einen politischen Selbstmord zu begehen, an der Koalition mit Polen und Kerikalisten festzuhalten, noch viel weniger würde es die jungtschechische Partei können, die heute bei der Masse des Volkes noch etwas zu verlieren hat. Ebenso wenig aber wie die Jungtschechen der Verfassung der Schule zustimmen können, ohne ihren Anhang zu verlieren, vermögen die Deutsch-Kerikalisten, die bei der Slavisierung Oesterreichs immer nur die stillen Helfershelfer gespielt haben, sich einem rascheren Tempo anzubequemen. Noch viel weniger aber können die hochpatriotischen Feudalherren den Tschechen ihr Staatsrecht zugestehen, daß trotz allem für die höchsten Kreise seinen hochverräterischen Belag noch lange nicht verloren hat. Fast könnte man bedauern, daß die Obstruktion es dieser bunten Gesellschaft unmöglich macht, eine Probe ihrer positiven Schaffenskraft und Regierungsfähigkeit zu geben. Nur zu bald für die, die heute die Herren sind, würde sich herausstellen, daß alle Opfer an Zeit, Ehre und Anhängerschaft nur dazu gedient haben, ein paar Streber in die Höhe zu bringen. Der ganze Kampf gegen die Obstruktion, der nun beginnen soll, ist nicht ein Kampf großer ernster Parteien für ihr Programm, für die wirklichen oder auch nur vermeintlichen Interessen ihrer Wähler, er ist lediglich ein Privatunternehmen von Leuten, die Minister bleiben und solchen, die es werden wollen.

Wie die Obstruktion besiegt werden soll, ist das Geheimnis der Regierung und des Subkomitees. In Wirklichkeit aber scheint es für diese Frage nur zwei Lösungen zu geben. Entweder wird die Session mit einem Verfassungsbruch eröffnet, oder sie wird mit einem Verfassungsbruch geschlossen. Ein drittes giebt es für den Grafen Wadeni und seine Majorität nicht mehr, und vergebens wird man sich bemühen, die Schuld daran auf den Rücken der Opposition zu wälzen. Auf ihrer Seite steht das Recht. Sie kämpfen, wenn auch aus Gründen, die uns Sozialdemokraten wenig verständlich sind, gegen das verwerflichste und lächerlichste Regierungssystem — wenn hier von einem „System“ noch gesprochen werden darf — und auf ihrer Seite wird darum auch in diesem neuen Kampfe die Sozialdemokratie zu finden sein.

Auch diesmal wird sich die sozialdemokratische Fraktion im Abgeordnetenhaus mit einer Nebenrolle begnügen müssen und der Lärm des nationalen Streites wird ihr kaum viel Gelegenheit bieten, ihre Prinzipien zu vernehmlichem Ausdruck zu bringen. Aber — wir können warten. Verloren ist diese Zeit für uns wahrhaftig nicht.

Wenn die, die zur Leitung des Staates berufen werden, die Grundlagen, auf denen dieser Staat ruht, zum Gegenstand ihres privaten Schachens machen, wenn die Parteipolitik, die für Millionen des Volkes der Gegenstand leidenschaftlichster Anteilnahme und lochendster Hoffnungen ist,

zum Sport alberner Kavaliere und zum Spekulationsobjekt niedriger Streber herabgewürdigt wird, wenn es einmal ganz klar ist, mit welcher Verstandis- und Bewissenlosigkeit dieses Oesterreich regiert wird, dann muß in den Bülkern dieses Reiches die Ueberzeugung allgemein werden, daß jene Herren nicht so hoch stehen, um den Respekt zu verdienen, den man ihnen gegenüber heute noch so gerne — heuchelt, und daß der Staat, den sie vertreten, und der ihrer Meinung nach nur für sie da ist, kein Heiligtum ist, an dem zu rühren ein Unrecht wäre. Wenn heute Galizien, dieses Paradies der Korruption, trotz des niederen Bildungsgrades seiner Bewohner und trotz des eisernen Druckes, der auf ihnen lastet, zu den revolutionärsten Teilen des Reiches gehört, so dankt es diesen Vorzug nicht zum mindesten seinem einstigen Statthalter, dem Grafen Wadeni. Auch für Oesterreich wird seine Regierung nicht ohne nachhaltige Wirkung bleiben.

Politische Uebersicht.

Auf ein Musterbeispiel Thierscher Sozialpolitik, die Verletzung zahlreicher Breslauer Eisenbahnbeamter und -arbeiter nach dem kleinen Orte Brodau haben wir mehrfach schon hingewiesen. Ein bürgerliches Blatt, die Breslauer Morgenzeitung, hatte zuerst auf die schwere wirtschaftliche Schädigung aufmerksam gemacht, die mit der Verletzung für die Betroffenen verknüpft sind.

Natürlich war alsbald ein „Geheimrat“ auf dem Plane erschienen und hatte — nicht etwa Abhilfe geschafft, beileibe nicht! wohl aber so ziemlich alles, was behauptet war, in Abrede gestellt und daran den wohlfeilen Rat geknüpft, die Presse möge sich zunächst gefälligst gut unterrichten, ehe sie Lärm schlage. Der Rat fiel nicht auf steinigem Boden, das Blatt hat nochmals genaue Erkundigungen eingezogen, und siehe da: Die Verhältnisse sind noch viel schlimmer als zuerst gesagt worden war! Nur einiges Wenige sei der Darstellung der Morgenzeitung entnommen:

Die Mieten sind in Brodau höher als in Breslau, aber der Wohnungszuschuß fällt fort, da die Beamten (natürlich nur die unteren Schichten!) und Arbeiter nicht mehr in einer Großstadt leben. „Wir behaupteten, daß die Häuser, die zum 1. Oktober die 150 Beamten aufnehmen sollen, noch nicht fertig gestellt sind, daß an vielen Stuben noch Fenster, Türen und Ofen fehlten. Diese Behauptung halten wir auch jetzt noch aufrecht. (Der Geheimrat hatte das Gegenteil als wahr hingestellt.) Man versucht ja, die Wohnungen bis zum Oktober in aller Eile fertig zu stellen und dies dürfte auch gelingen. Wir fragen aber, sind derartige Wohnungen geeignet, sofort bezogen zu werden? Wir haben in ganz Brodau Umfrage gehalten, ob jemand etwa von einer polizeilichen Abnahme der Häuser wisse. Niemand vermochte Auskunft zu geben. Die seit drei Monaten in Brodau wohnenden Maschinenbeamten klagen sehr über die Mäße der Wohnungen, wie wird es erst in den neuen Wohnungen sein!“

Die Lebensmittel in Brodau sind ebenfalls teurer als in Breslau, die Frauen jammern namentlich über die hohen Grünzeugpreise.

„Die Schulverhältnisse in Brodau sind gegenwärtig schon kläglich und dürften demnächst völlig unhaltbar werden. Es befinden sich im Dorf Brodau, nicht in der Neuanlage, eine evangelische und eine katholische Schule. Beide sind dreiklassig. Wir haben nur erfahren können, wieviel Kinder in der evangelischen Schule Unterricht genießen. Die erste Klasse der evangelischen Schule hat gegenwärtig 79, die zweite 68 und die dritte 79 Kinder, Knaben und Mädchen. Diese 226 Kinder werden zur Zeit von zwei Lehrern unterrichtet. Zum 1. Oktober sind 91 neue Schulkinder angemeldet. Die Schule soll dann fünfklassig werden mit einem dritten Lehrer. Drei Lehrer werden dann in 5 Klassen über 300 Kinder zu unterrichten haben — und die Kulturaufgaben leiden nicht! In einem Gasthause sind provisorisch Schulzimmer eingerichtet, wo jetzt eine Anzahl Schulkinder untergebracht sind. Die Schulzimmer haben 10 oder 11 Bänke, auf jeder Bank sitzen 8—9 Kinder. Die Beamten sind verzweifelt über die Schulverhältnisse, gern möchten sie ihre Kinder lieber in Breslau lassen, es geht aber nicht, sie müssen sie zur Dorfschule geben. Als Forenien hätten sie in Breslau Schulgeld zu zahlen, und dann können sie die Kleinen doch nicht zweimal des Tages von Brodau nach Breslau und zurück fahren lassen“ — und die Kulturaufgaben leiden wiederum nicht!

Das ist so ein kleines Bild Arbeiter- und Beamtenfürsorge im Reiche des preussischen Eisenbahnfiskus. Aber die Leute haben es ja gar nicht besser verdient, denn wie die Geheimräte verhalten haben — und Geheimräte irren sich nie — sind sie durch ihre sträfliche Pflichtvergessenheit und ihre lässliche Faulheit schuld an den grauenhaften Eisenbahnunfällen. Und die Eisenbahner haben dazu noch die unglaubliche Frechheit, sich eine Organisation schaffen zu wollen! Ja, da soll doch gleich . . .

Deutsches Reich.

Eine Katastrophe in der deutschen Kriegsmarine.

Noch ist der Untergang des Itlis in frischem Gedächtnis, da kommt schon wieder eine neue Fiobspost von der Nordsee. Wir erhalten folgende telegraphische Meldung:

Cuxhaven, 22. September. Heute früh 9 1/2 Uhr ist bei dem ersten Feuerstöße das Torpedoboot S 26 gesenkert und gesunken. 8 Mann der Besatzung sind ertrunken. Es sind: Der Kommandant Lieutenant zur See Herzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin, sodann Torpedo-Oberfeuermeistermaat Richard, Torpedomaschinenmaat Hoffmann, die Torpedo-Oberheizer Grieppentrog, Haffe und Hampel, die Torpedomatrosen Ehmeke und Servant. Das Unglück trug sich unweit des Feuerstiffes Elbe zu, und zwar ist das Boot durch eine von hinten kommende See gesenkert und nach einer Stunde gesunken. 9 Mann der Besatzung konnten gerettet werden.

Nach Nachrichten, die dem Nordischen Vergungs-Verein zugegangen sind, ist das Torpedoboot S 26 infolge Sturmes gesenkert. Der Dampfer Nörwe des Nordischen Vergungs-Vereins ist von Cuxhaven nach der Unfallstelle abgegangen.

Dieser besagene Vorfall, allgemeines Bedauern erweckende Unfall, dem acht Menschenleben zum Opfer gefallen sind, nötigt uns, einen Rückblick auf die

Savarien der deutschen Kriegsmarine

zu werfen. Im Jahre 1886 ist die Itlikatastrophe mit ihrem Verluste von mehr als 70 Mann zu buchen. Es war das achte der preussischen und deutschen Marine seit 36 Jahren verloren gegangene Kriegsschiff, und der Verlust des Eber und Adler bei Apia im Jahre 1889, der Untergang der Augusta 1885, des Großen Kurfürsten 1878 und ihre Vorgänger wurden wieder in der Erinnerung lebendig.

Am 16. März 1889 strandeten bei einem fürchterlichen Orkan die im Hafen von Apia auf Samoa liegenden Kreuzer Adler, Kanonenboot Eber und die Korvette Olga. Die Mannschaft der Olga wurde geborgen, von der Besatzung der beiden anderen Fahrzeuge ertrank ein sehr großer Teil.

Die Kreuzerkorvette Augusta ging am 31. Mai oder Anfang Juni 1885 im Teijun im Golf von Aden unter, die Panzerregatte Großer Kurfürst ging durch einen Zusammenstoß mit dem Panzer König Wilhelm am 31. Mai 1876 bei Solfestone im Kanal mit ihren siebenhundert Mann unter. Im vorigen Jahre verlor Deutschland schon das Torpedoboot S 48 mit fünf Mann der Besatzung durch Zusammenstoß mit einem anderen Torpedoboot.

Zu den häufigen Schiffsunfällen der Kriegsmarine gehören gerade die Torpedounfälle. Gerade diese Schiffsklasse ist durch ihre ganze Einrichtung und Bauweise ihrer Fahrgefahrlosigkeit am meisten gefährdet.

Auch Frankreich hatte, wie vor Monaten ein Fachmann in der Kölnischen Volkszeitung schrieb, eine Menge von Torpedosavarien, die schwerste davon in der Nacht des 9. Juli, als das Torpedoboot Audacienz den Chevalier mit voller Fahrt anrannte und selbst bald darauf sank, nachdem die Mannschaft hatte gerettet werden können; das andere Boot konnte, wenn auch schwer beschädigt, Toulon erreichen. Eine Kessel-Explosion beschädigte im Juli das Torpedoboot Fribustier und einen Teil seiner Mannschaft, und während ihrer Probefahrten erlitten auch hier mehrere gleiche Fahrzeuge Kessel- oder Maschinen-Savarien, die sie zur schleunigen Rückkehr in ihre Häfen zwangen. So mußten im Oktober bei einer Weltfahrt von fünf teilnehmenden Schiffen zwei wegen Savarie aufgeben.

Das eröffnet für den Ernstfall ihres Gebrauches im Kriege recht trübe Blicke in die Zukunft; denn man wird mit Sicherheit annehmen können, daß die Hälfte aller Torpedoboot- und -Jäger von mehr als 20 Knoten, sobald sie ihre Maximalleistung entfalten sollen, in wenigen Stunden dienstunfähig sein werden. Die vielfachen schweren Savarien bei

Der Vice ging dem Hauptmann entgegen und machte seine Meldung. Der Hauptmann dankte durch einen flüchtigen Griff nach der Mütze und kam auf die Rekruten zu. Er ging die lange Linie entlang, mit schnellem Blick das Material musternd, das ihm da zur Ausbildung übertragen war. Der Feldwebel folgte ihm auf dem Fuße, hinter diesem wieder der Vice.

In der Mitte blieb der Hauptmann plötzlich stehen, drehte sich nach dem Feldwebel um und sagte: „Scheint ein netter Schund zu sein. Was?“ „Jawohl, Herr Hauptmann!“ antwortete der Feldwebel.

„Daß es uns auch jedesmal so gehen muß!“ Dann nahm er seine Promenade wieder auf. Der Feldwebel drehte sich nach dem Vice um. Verständnißvoll lächelten sich die beiden an. Und dieses Lächeln erweckte drüben auf den Gesichtern der beiden Unteroffiziere und der Gefreiten einen fröhlichen Widerschein.

Als der Hauptmann die Front abgeschritten hatte, begab er sich in die Mitte des Hofes; der Feldwebel begleitete ihn auch dorthin. Der Vice blieb zurück und bummelte noch einmal an dem Giebel entlang, diesmal von unten nach oben. Dabei lächelte er die Leute mit boshafter Verachtung an und knurrte: „Ausgeschuß!“

Endlich war die Konferenz zwischen Hauptmann und Feldwebel beendet.

„Sechs Korporalschaften!“ sagte der Gewaltige noch einmal mit lauter Stimme.

„Jawohl, Herr Hauptmann.“

Ein Griff nach der Mütze, und den Säbel nachschleppend entfernte sich der „Vater der Compagnie“. Die Rekruten sahen ihm mit wenig kindlichen Gefühlen nach.

Jetzt kam der Feldwebel mit schnellen Schritten heran,

zählte mit fabelhafter Geschwindigkeit die Korporalschaften ab und nannte die Namen der Unteroffiziere, die sie führen sollten.

„Die Gefreiten bringen die Leute auf die Stuben!“ rief er dann noch und weg war er. —

„Die erste Korporalschaft hierbleiben!“

Langsam, die Hände auf den Rücken gelegt, kam der erste Unteroffizier auf die zwölf Mann losgeschritten, die der ersten Korporalschaft zugeteilt waren.

Also das war Sergeant Buz, der Korporalschaftsführer! Sehr vertrauenswürdig sah er nicht aus. Groß und breit, steifbeinig, mit rotem Gesicht. Die Stimme war heiser, und die abgerissenen Laute, in denen er seine An- und Absichten kund zu geben beliebte, hatten eine verblüffende Ähnlichkeit mit dem Wellen eines großen, ärgerlichen Fleischhundes.

Drei Schritte vor der Abteilung blieb er stehen, neigte den Kopf ein bißchen auf die Seite und schaute einen Mann nach dem anderen prüfend an. Nachdem er die ganze Reihe gemustert hatte, kehrte sein Blick zu dem Flügelmann zurück.

„Was sind Sie?“

„Kaufmann.“

„Hm! Also Tütchendreher — Heringsbändiger.“

Der Mann wurde rot. Langsam stieg ihm das Blut in die Waden, in die Stirn, in die Ohren.

„Wie heißen Sie denn?“

„Adolf Müller.“

„Darüber brauchen Sie doch nicht rot zu werden. Dafür können Sie doch nichts — daß Sie Müller heißen. Ich nehme's Ihnen auch nicht übel. — Ich heiße Buz. Auch ein pudziger Name.“

Die beiden Exerziergefreiten, die sich unterdessen herangefunden hatten, lachten in sich hinein wie die Teufel.

„Wie alt sind Sie?“

„Zweiundzwanzig Jahre.“

„Hm! Zweimal zurückgestellt?“

„Ja.“

Das Gesicht des Sergeanten verfinsterte sich.

„Erstens heißt das beim Militär nicht — ja, sondern

— jawohl.“

„Jawohl.“

„Und zweitens setzt man die Charge dazu. Also in diesem

Falle: jawohl, Herr Sergeant.“

„Jawohl, Herr Sergeant.“

„Verlobt sind Sie auch schon?“ Er deutete auf den

Ring, den Müller an der Hand trug.

„Jawohl.“

„Wie heißt das?“

„Jawohl, Herr Sergeant.“

„Hm! — Na — Kerls, ich will Euch keine lange Rede

halten — ich bin faugrob — aber das gehört dazu. Wir

nennen das beim Militär Schneid — Schneid und Disziplin! Und ich halte sehr darauf — auf Schneid und Disziplin.

Stramm müßt Ihr sein, das sage ich Euch. Sonst halt

Euch der Teufel. Aber wenn Ihr stramm seid — dann

lohnt Ihr bei mir ein Leben führen — wie im Himmel!

— Punktum!“

Nach dieser tröstlichen Ansprache, die die Vorstellungen der Hörer vom Himmel erheblich zu verwirren geeignet war, wandte sich der Sergeant zu den Gefreiten:

„Führt die Leute hinauf — auf die Stube. Gepäc ablegen — und dann auf die Kammer! Das Einkleiden geht gleich los.“

(Fortsetzung folgt.)